

UMSCHAU

Leidenschaft für die Gegenwart

Erweckte das 1977 erschienene Werk „Rechtfertigung des Bürgers“ von *Hans Jürgen Baden* (vgl. diese Zschr. 195, 1977, 857–859) auf den ersten Blick noch den Eindruck, als habe Baden den bislang sorgsam gehegten Bereich des Transzendenten, Theologischen, Religiösen, ja Christlichen verlassen und sich in die Arena des Tagespolitischen begeben, so desavouieren die beiden folgenden Werke¹ diesen Anschein. Sie verharren durch und durch auf der kontinuierlich beschriebenen Linie eines „Schreibens angesichts des Absoluten“ (vgl. diese Zschr. 195, 1977, 179–190), wie ja auch die Wiedergeburt des Bürgers für Baden letztlich nur zu leisten ist aus dem Geist des Christentums.

Dem aufmerksamen Leser wird auffallen, daß Baden mit seinen neueren Büchern eher diese Linie zu radikalieren versucht, wenn ein solches Wort – im ursprünglich etymologischen Sinn von Rückführung auf die Wurzel – hier angebracht erscheint. Ich meine die zunehmende Tendenz zu einer Gnosis und Mystik bei einer gleichzeitig auffallenden Abkehr von Geschichte und Zukunft und einer noch intensiveren Hinwendung zur Gegenwart, ja zum Augenblick, obgleich es schon immer Badens Bestreben war, den jeweiligen wunden Nerv seiner Zeit zu treffen, um ihn zu therapieren. Doch mehr denn je scheint er bemüht, die seit der Aufklärung konstatierte Intellektualisierung des Glaubens an den Mythos, dieses bilderreiche Medium des Glaubens und der Frömmigkeit, ja des Unvergesslichen, zurückzubinden, um die erstarrte Formellandschaft seiner Zeitgenossenschaft und deren sprachliche Verkrustung wieder aufzubrechen.

Paradigmatisch ist solches Bemühen in seinem Buch „Die Aussichten des Glaubens“ von 1978, das man getrost als einen „Aufbruch ins Geheimnis“² charakterisieren könnte. Al-

lerdings bedurfte es auch hier schon einer charismatischen Linse, um wie einst Augustinus „Einschau in die Welt“ zu halten und der Gefangenschaft der Wissenschaftlichkeit zu entfliehen. Gemeint und gefordert ist von Baden die Gnosis als die liebend-erkennende Schau, die einen göttlichen Hintergrund und spirituellen Raum zu erkennen bereit ist. Unüberhörbar bleibt in solchen Zusammenhängen Badens Ruf nach dem Mystiker als dem Wächter und Späher, der die Signale des Absoluten auffinge und weitergäbe, um einer weiteren Intellektualisierung des Glaubens zu wehren. Aber noch bleibt die angestrebte Zuordnung von Erfahrung und Vernunft im Kraftfeld des Glaubens und gleichsam geborgen im Medium einer sich selbst vor dem Mysterium zurücknehmenden Theologie, einer „adventistischen Wissenschaft“.

Es scheint, als habe Baden mit seinem jüngsten Buch diese Position bereits überschritten. Meister Eckhart, eine Orgelinschrift aus dem ostpreußischen Rastenburg (*Memento momenti in momento aeternitas*) und Virginia Woolf ließen Baden den ungewöhnlichen Gegenstand und das gleichsam inkommensurable Sujet seines Buchs finden: nämlich die Gegenwart und deren sträfliche Vernachlässigung. Schon mit der Wahl dieses Themas weckt Baden hohe Erwartungen im Leser, zumal er von der kühnen These ausgeht, Vernachlässigung der Gegenwart sei „das grundlegende Übel, auf welches sich alle anderen zurückführen lassen“ (7). Die bewußte Ausparung der lästig fordernden Gegenwart läßt uns oft – so Baden – das Heil in deren beiden Zeitgeschwistern Vergangenheit und Zukunft suchen, denen gegenüber Gegenwart einen leeren Abgrund bedeutet: sie bietet weder die vertrauten Umrisse vergangener Erfahrungen noch die fatamorganatischen Konturen künftiger Wunschträume. Daher rührt

unser verderbliches Jonglieren zwischen Vergangenheit und Zukunft, um den Forderungen der Gegenwart aus dem Weg zu gehen.

Doch gerade in der Gegenwart wähnt Baden das Heil verborgen und bezeichnet so die Erfahrung der Gegenwart als „ein existentielles Ereignis, das nur mit Grundwörtern der religiösen Sprache wie ‚Bekehrung‘ und ‚Wiedergeburt‘ angemessen umschrieben werden kann“ (10). Die Gegenwart begreift Baden in solchem Zusammenhang als den mystischen Augenblick zwischen Gestern und Morgen, der sowohl die rückläufige als auch die vorläufige Perspektive erst ermöglicht und demgegenüber die normale Sicht der Gegenwart, d. h. die analytische, vernünftige, wissenschaftliche, rationale und geschlossene, unzulänglich bleibt. Sie muß ergänzt bzw. ersetzt werden durch die mystische Sicht – die charismatische Linse der augustinischen Schau –, welche Zeit, Natur und Dinge von innen erschließt: „dazu bedarf es einer besonderen Form der Einsicht, griechisch ‚Gnosis‘ geheißen“ (29).

Aufgrund einer solchen mystischen Sicht und mystischen Ausweitung wächst der Mensch über sich hinaus und berührt die Grenzen Gottes: „Wenn der Mensch im Augenblick verhält und sich bis auf den Grund der Existenz öffnet, spürt er, wie das Unendliche in ihn einströmt – wie Gott von ihm Besitz ergreift . . . Das Jetzt ist das Medium Gottes, das sich seiner bedient, um sich uns von Augenblick zu Augenblick zu offenbaren“ (31). Was Baden hier betreibt, bedeutet die Umwertung des Augenblicks: „Das Jetzt verwandelt sich in das nunc aeternum“ (43) aufgrund des Einbruchs der Transzendenz, der Wirklichkeit Gottes.

Eine solche provozierende Hypostasierung und Apotheose des Augenblicks und der Gegenwart muß Baden, der 1948 in dem gewichtigen Buch „Der Sinn der Geschichte“ eine Geschichtstheologie entwickelt hat, notwendigerweise in Konflikt mit Positionen führen, die entweder die Erinnerung an die Vergangenheit oder die Zukunft beschwören. Während jedoch Baden bezeichnenderweise die rückwärts gewandten Positionen weniger

scharf und nicht namentlich befiehlt, wendet er sich in äußerst engagierter Weise gegen die Position Ernst Blochs und dessen Adepten: „Ich habe eine Abneigung gegen jene Form von Literatur, die sich ausschließlich in der Zukunft bewegt, auf phantastische Art unsere Neugier nach deren Verlauf und Details befriedigen soll . . . Ich bin indifferent gegenüber künftigen Welt-Aspekten, wie sie Huxley und andere Autoren entwickelt haben. Solche Fiction-Bücher sind für mich eine langweilige Lektüre. Ich bin auch einem Autor wie Ernst Bloch gegenüber zurückhaltend, wenn er im Trommelton das ‚Prinzip Hoffnung‘ preist und es an endzeitlicher Einsicht mit den alttestamentlichen Propheten aufzunehmen versucht“ (19).

Mit Blick auf Blochs „Prinzip Hoffnung“ formuliert Baden, „daß hier auf allen Ebenen zum Generalangriff auf die Gegenwart angetreten wird. Die Haltung meines Plädoyers für die Gegenwart ist der Grundthese Blochs entgegengesetzt . . . Die Leidenschaft für die Gegenwart schließt die Utopie aus, sie verwehrt die Unzucht mit ihr, welche man hierzulande – privat und öffentlich – so ausgiebig betreibt . . . Hier wird zur Flucht in die Zukunft, zur Hingabe an die Utopie aufgefordert, weil man nur so das Traumziel der ‚Veränderung‘ nicht aus dem Auge verliert. Die Blochianer . . . sitzen . . . insgesamt der mit Inbrunst verbreiteten Behauptung auf, daß man die Gegenwart schmähen müsse, weil sie der Hort der Bequemlichkeit, des Unrechts, der Reaktion sei“ (131).

Diese Textstellen dokumentieren recht anschaulich den neuen Ton bei Baden und seine – darf man sagen? – Wende und Kehre. Vor einer solchen – wie ich meine – Überzeichnung der Blochschen Position, wie sie vor allem auf den Seiten 141–143 deutlich wird, ergibt sich für Baden der Umkehrschluß: „Man impliziert den Christen, sie betrieben den Verrat der Gegenwart, des Hiesigen um eines Jenseits willen – aber es besteht kein Anlaß, diesen Vorwurf des Verrats den Marxisten und Blochianern zu ersparen“ (144). Denn gerade deren „eschatologische Gewichts-

verschiebung führt zwangsläufig zur Verfehlung der Gegenwart, zur Ignoranz der Aufgaben, die jeder Augenblick stellt . . . (zum) Primat der Endzeit gegenüber der Gegenwart“ (148).

Vor solchem Hintergrund setzt Baden seine Position gleichsam kontradiktorisch der Blochschen entgegen: „Die Hoffnung ist kein Prinzip, sondern sie verkörpert sich in unserer Mitte . . . Nur in der Gegenwart vernehmen wir die göttliche Stimme, berührt uns der Herzschlag des Seins“ (152). Denn es gilt allein die Formel: „Unsere Existenz fiebert nach dem gegenwärtigen Gott – nicht nach einer geschichtlichen oder eschatologischen Gottesvorstellung“ (155).

Angesichts einer so überinterpretierten Deutung der Blochschen Position wäre an Baden die Anfrage zu richten – verbunden mit der Bitte um eine fundiert-umfassende Antwort in „normaler“ und nicht in „mystischer Sicht“ –, ob Bloch in der Tat so radikal den Augenblick und die Gegenwart auszublenden versucht zugunsten einer „fernen“ Utopie, oder ob nicht gerade seine Philosophie die Konsequenz seines Ernstnehmens des Augenblicks und der Gegenwart bedeutet. Hat sich womöglich Bloch nicht gerade deshalb biblisch-apokalyptischen, eschatologisch-revolutionären Impulsen so intensiv verschrieben, weil er mit seiner Generation – zu der ja auch Baden zählt – die Unzufriedenheit über die Gegenwart teilt – wie auch Baden in seinen zahlreichen vorausgegangenen Büchern –, und zwar in der „durch nichts zu erschütternden Hoffnung, revolutionär das ‚Noch-Nie-Gewesene‘ herbeiführen zu können“, nämlich „die prophetische Initiation des ‚Novum‘ der besseren Zukunft“ (E. Feil)? Die Blochsche „*spes docta*“ scheint so der „*spes praesens*“ von Baden nicht derart wesensunverwandt zu sein, wie dieser auf den ersten Blick anzunehmen meint.

Hoffnung als philosophischer Grenzbegriff, nach W. Post zu unterscheiden als reiner Akt einerseits und als erhofftes Ziel andererseits, umfaßt ebenso nichtphilosophische Aspekte wie Eschatologie, Erlösung, Revolution und Utopie und sprengt insofern den Rahmen

realitätsorientierter Wissenschaft, transzendiert also Augenblick und Gegenwart. In solchen Zusammenhängen gesehen, ist die endzeitlich-eschatologisch-utopistische Orientierung weniger eine Verführung, sondern eine notwendige Dimensionierung der je aktuellen Gegenwart und gehört zum besten Teil der auf uns überkommenen Tradition. Deshalb spricht auch Baden selbst von der Theologie als einer „adventistischen Wissenschaft“ (Die Aussichten des Glaubens, 91), so daß auch seine Absage an jegliche Utopie nicht so radikal zu sein scheint, wie er expressis verbis behauptet.

Wie Ulrich Hommes ausführt, stellt die Utopie das Bild einer besseren Gesellschaft dar. Daher ist sie „in irgendeiner Form immer zugleich auch ein Gegenbild. Die Vorstellung dessen, was sein sollte, verhält sich negativ zu dem, was ist, d. h. sie impliziert einen kritischen Bezug zur Beschaffenheit der Wirklichkeit, an deren Stelle sie jenes andere als das Bessere setzt“ (Hb. phil. Grundbegr., 1577). Insofern steht auch Utopie in einem Bezug zum Augenblick und zur Gegenwart, die Baden beschwört und hypostasiert. Seine gleichgeschaltete Distanzierung sowohl von Science-fiction als auch von der Blochschen Utopie darf insofern als mißverständlich, wenn nicht gar als unzulässig angesehen werden, weil hier die Unterscheidung zwischen negativer Utopie und positiver Sozialutopie nicht geleistet wird.

Die negative Utopie impliziert nach U. Hommes Zukunftsvisionen, die im Gegensatz zu allen bisherigen Utopien nicht aus der Vorwegnahme größerer Freiheit leben, sondern den drohenden Verlust der Freiheit beschwören, wie z. B. G. Orwell und A. Huxley. Als positiv formulierte Sozialutopie muß hingegen jegliche Reflexion auf eine bessere Gesellschaft gelten, die mit den Worten Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden umschrieben werden. Ich meine, daß diese sowohl Baden wie Bloch – trotz aller fundamentalen Unterschiede – bejahen und zu verwirklichen trachten, wenn auch aus anderen Motiven heraus.

Die Blochsche Utopie scheint insofern über die negativen Utopien hinauszugehen, als sie

dem Bestehenden nicht einfach nur das mehr oder weniger ausgemalte Bild idealer Zustände entgegenhält, sondern – wie auch letztlich Baden – das Verlangen nach der besseren Ordnung der Gesellschaft in der konkreten Analyse der schlechten Gegenwart selbst zu entfalten und darin selbst zugleich den Weg zu ihrer Überwindung zu weisen sucht, ja Utopie gegen die Erstarrung in neuen Machtstrukturen und gegen das Steckenbleiben in unvollkommener Realisierung als jenen Vorgriff auf das Reich der Freiheit artikuliert, der das eigentlich Revolutionäre bedeutet. So wird wohl auch Blochs Utopie letztlich getragen von der „*spes docta*“, von der Hoffnung auf die Möglichkeit einer Weiterbildung des Bestehenden hin auf eine Wirklichkeit mensch-

lichen Miteinanders, in der mehr Vernunft als gegenwärtig wirklich ist.

Es scheint, daß im Rückblick auf das hier Angedeutete die Positionen von Baden und Bloch, der „*spes praesens*“ und der „*spes docta*“, sich wesensverwandter zeigen, als man ursprünglich anzunehmen wagte, ohne dabei den grundsätzlichen Unterschied einer christlich fundierten Position bei Baden, für den Hoffnung immer die göttliche Tugend bleibt, zu unterschlagen.

Ernst Josef Krzywon

¹ Hans Jürgen Baden, *Die Aussichten des Glaubens* (Hamburg 1978); *Die religiöse Dimension der Gegenwart* (Hamburg 1979).

² Vgl. meine Rezension dieses Buchs in „Die Welt“ (Nr. 174 v. 29. 7. 1978).

Den Glauben bekennen

Stimmen zur Confessio Augustana

Zum Augustana-Jubiläum Ende Juni gab es ein beinahe schon überladenes Festprogramm. Die Erinnerung an die Formulierung des Augsburger Bekenntnistextes war Anlaß geworden zu einer Feierfülle, die vor allem fragen läßt, ob darunter die Confessio selbst nicht zu kurz kam. Immerhin hat sie während der längeren Vorbereitung auf die Festwoche mehr ernste Aufmerksamkeit gefunden als viele andere Festvorwände unserer Zeit. Und so ergaben sich eine Reihe von Hinweisen, die bewußt bleiben und weiterwirken sollten – auch nach dem Jubiläum, zumal der eigentliche Anspruch dieses Bekenntnisses, tatsächlich gemeinsamen christlichen Glauben auszusprechen, noch einzulösen bleibt. Dazu hin aber hat die neuere Diskussion um die Confessio Augustana und vornehmlich um ihre ursprünglich ökumenisch-katholische Intention einen neuen Impuls und Beitrag geliefert.

Der mit einer Frage überschriebene Bericht über diese Gespräche, Klärungen und Auseinandersetzungen von P. Gaulty, „*Katholisches Ja zum Augsburger Bekenntnis?*“¹ faßt noch einmal zusammen, was zur Geschichte des Textes und seiner Bedeutung für das Verhältnis

der Konfessionen zu sagen ist, und versucht dann einen Überblick über die Diskussion um eine „katholische Anerkennung“ und deren Hauptpunkte. Das hier Beschriebene dürfte alles in allem eine erste Phase markieren, die jetzt als abgeschlossen zu gelten hat. Sie war gekennzeichnet von einer Neuentdeckung des Bekenntnistextes in seiner ursprünglichen Absicht, von ersten Interpretationsversuchen im Licht dieser bislang verdeckten Einsicht. Die Prüfung der Einwände blieb etwas zurück hinter Wünschen, Perspektiven und Hoffnungen, aber auch Befürchtungen und engagierten persönlichen Meinungen, die reichlich und freimütig geäußert wurden.

Jetzt steht eine zweite Phase an, in der nicht nur Antwort auf die noch offene Frage nach einem katholischen Ja zu finden ist. Worum die Bemühungen gehen müssen, faßt als Zielvorstellung recht gut der Titel der gemeinsamen katholisch-lutherischen Erklärung zum Augsburger Bekenntnis zusammen: „*Alle unter einem Christus*“. Das Wort ist dem Reichstagsausschreiben Kaiser Karls V. von 1530 entnommen. Die Erklärung selbst gibt einen ersten Anhaltspunkt mit der Feststellung bemerkens-